

(Nachdruck verboten.)

18) Der Mankswann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

Mitten in dem lauten Klagegestöhn, das dem Vorlesen folgte, saß Philipp, den Kopf in die Hände gelegt, am Herde. Ihm wurde bald kalt, bald heiß bei dem Gedanken, daß der Brief doch keine völlige Gewißheit über den Tod Petes gab. Niemand hatte ihn sterben, niemand ihn beerdigen sehen. Die Geschichte der zurückgekehrten Klaffern konnte eine Lüge sein, um zu verdecken, daß sie Peter verlassen oder verraten und mit den Spitzbuben ein geheimes Einverständnis unterhalten hatten. Es kam ein fürchtbarer Augenblick, in dem er sich fragte, wie er im Stande gewesen sei, dem Briefe Glauben zu schenken? Vielleicht nur, weil er gewünscht hatte, ihm Glauben schenken zu können.

Nancy Joe klopfte ihm auf die Schulter. „Räthe erwartet Sie, um mit Ihnen allein zu sprechen.“ sagte sie. Philipp ging durch die Küche nach dem kleinen Wohnzimmer jenseits des Flurs, das mit seinem Schmuck von aufgestelltem Porzellan, ausgestopften Seevögeln und Schalen aus Vogeleiern recht kalt und ungemütlich war.

„Es spielt ihm böß mit,“ sagte Nancy.

„Er ist nicht mehr derselbe Mensch gewesen, seit Pete nach dem Kap ging,“ bemerkte Cäsar.

„Ich begreife nur nicht, weshalb brave Jungen überhaupt dahin gehen,“ jammerte Grannie. „Und dabei nennt man's noch das Kap der guten Hoffnung! Vielleicht hat ihn eine Kugel in den Kopf getroffen. Ach Gott, o, mein Gott! Bluterguß ins Gehirn, wie sie's nennen. Und dabei noch die schwarzen Kerls um sich zu sehen, die gewiß, ich möchte mich dafür verbürgen, nadt sind wie meine Hand. Ich hasse das häßliche Lumpenpad. Cäsar mag reden, was er will, daß wir Brüder sind und von einem Fleisch; ich für mein Teil bin nicht an schwarze Brüder gewöhnt, und was die schwarzen Engel im Himmel betrifft, so ist das geradezu lächerlich.“

„Wenn Ihr alle mit Reden fertig seid, will ich den Brief endlich zu Ende lesen,“ sagte Zonaique.

„Die Weiber können das Schwätzen nun einmal nicht lassen, es ist gegen ihre Natur,“ meinte Cäsar.

„Gehörter Herr, ich muß nun schliefen; wir umschüüren die Kiste des Verstorbenen, ganz wie er sie zurückgelassen hat und schicken sie an den Dampfer „Johannesburg“ ab, der Kapstadt Mittwoch über vierzehn Tage verlassen wird.“

„Om! Die „Johannesburg“ werde ich am Landungsplatz erwarten. Es ist meine Pflicht, bei Ankunft des Dampfers zugegen zu sein,“ sagte Cäsar.

„Und ich werde schon in der Nacht an Bord gehen,“ schrie der schwarze Tom.

„Thomas Quilliam,“ erwiderte Cäsar, „mir sagt der Geist, daß der Teufel der Habgier in Euch entseßelt ist.“

„Cäsar Cregeen, denkt nicht, mich gefügig zu machen,“ kreischte Tom, „und bildet Euch nicht ein, daß, weil Ihr so 'ne Abart von einem Prediger seid, die Religion mit Euch aussterben wird. Euer Kopf ist fürchterlich angeschwollen und Ihr werdet bald nicht mehr schlafen können, wenn Euch nicht jemand die Füße traut. Nächstens werdet Ihr anfangen, Sünden zu vergeben und Geld für Ablass zu fordern, und Eure Anhänger werden einen Papst aus Euch machen und Euch Pfennige zahlen. Ja, ja Papst Cäsar, der Zöllner, im Predigerhut und weißem Halstuch! Die Kiste aber ist mein, und wenn im Land noch Recht gilt, werd' ich sie haben.“

Damit schwankte der schwarze Tom zum Hause hinaus und Cäsar wischte sich die Augen.

„Disteln tragen keine Trauben, Mr. Cregeen,“ sagte Zonaique beschwichtigend.

„Ich habe ein schuldloses Gewissen“, erwiderte Cäsar. „Ich folge nur der Führung des Geistes. Wenn jedoch Bestial —“

Da wurde er durch den kläglichen Ruf unterbrochen:

„O, seht doch, seht!“

Nancy kam aus dem tiefsten Hintergrund der Küche und

hielt etwas mit den Fingerspitzen empor. Es waren alte, mit Schmutz und Spinnweben bedeckte Schuhe.

„Das waren seine Alltagsstiefel,“ sagte sie, und stellte sie auf den Schenktisch.

„Ja, meiner Seel! es ist wahrhaftig sein Paar,“ seufzte Grannie. „Der arme Junge; es müßte ein Herz von Stein rühren, sie zu sehen. Jedenfalls ist's ein Andenken an ihn. Wie viele Meilen sind seine Füße darin gegangen, jetzt aber ruhen sie in Abrahams Schoß.“

Da erhob sich Cäsars Stimme laut über die Klage töne, die den Schenktisch umschwirren:

„Lebensfunke, Himmelsflamme,“ stimmt das Lied an, Mr. Niplighly. „Schade, daß Peter mit seiner Fidel nicht da ist — er spielte so lebensvoll . . .“

„Ich kann heute nicht singen, weil ich erkältet bin, aber ich will es pfeifen,“ sagte der Konstabler.

„Singt es dann etwas tiefer,“ sagte Cäsar. „Ich habe selbst einen Daß, doch ist er nicht ganz so tief wie der Petes.“

Inzwischen spielte sich oben ein kleines Drama von ernstem Interesse ab. Räthe saß vor dem Spiegel mit glühenden Wangen und bebenden Lippen. Das dumpfe Summen vieler Stimmen drang über die Treppe zu ihr herauf. Dann folgte eine Totensille und eine Stimme sprach allein. Nancy Joe ging zwischen der Küche und dem Schlafzimmer hin und her.

„Was thun sie jetzt, Nancy?“ fragte Räthe.

„Erst betet der eine und dann der andre“, sagte Nancy.

„Um's Himmels willen, wenn an mich dann die Reihe kommt, was soll ich nur sagen?“

„Wo ist Mr. Christian?“

„Im Wohnzimmer drüben. Ich raunte ihm zu, daß Du ihn allein zu sprechen verlangtest . . .“

„Das wirst Du doch gewiß nicht gethan haben,“ sagte Räthe zu Nancys Spiegelbild gewendet.

„Ach, es fuhr mir so heraus,“ verfezte Nancy.

Räthe ging mit sanfter Betrübniß im Blick hinab und Philipp fing an, Pete zu bejammern, ohne die Augen aufzuschlagen. Man würde seinesgleichen nie wieder sehen, so schlicht, so wahr und so bieder, nein, niemals, niemals!

Er kämpfte mit widerstreitenden Gefühlen, da er das Mädchen zum erstenmal nach dem Kusse wieder sah, der ihm jetzt wie Verrat am offenen Grabe erschien.

Doch mit der den Frauen eignen Zauberkunst verstand ihn Räthe zu trösten. Hatte er doch die große Beruhigung, ihn ein wahrer Freund gewesen zu sein. Eine solche Treue, Beständigkeit und Hingebung, die so ganz den Unterschied der Stellung, der Erziehung und alles übrige vergessen hatte, das trennend zwischen ihnen stand.

Philipp sah endlich zu ihr empor und blickte in das liebevolle Gesicht mit den strahlenden Augen. Er machte Niene zu gehen und sie sagte sanft: „Wie werden wir Sie vermissen!“

„Weshalb?“ fragte Philipp.

„Können wir jetzt doch nicht mehr erwarten, Sie so häufig zu sehen — jetzt, da Sie nicht mehr denselben Grund haben, zu uns zu kommen.“

„Ich werde am Sonntag wieder hier sein,“ sagte Philipp.

„So wollen Sie uns doch nicht verlassen — jetzt noch nicht, Philipp?“

„Niemals!“ sagte Philipp.

„Nun, gute Nacht. Nicht hier hinaus, nicht durch die Vorhalle. Gute Nacht!“

Als Philipp in der Dunkelheit die Straße hinab ging, vernahm er die Worte, die drinnen gesungen wurden:

Warum ging, Herr, die Glorie dein
In mich, den Erdenloß, hier ein?
Ich bin nur Staub und Asche!“

XII.

Zur selben Zeit dämmerte der Morgen über den Ebenen von Transvaal. In dem Maße, als die Dunkelheit wich, öffnete sich das fahle Veldt immer weiter dem Blick, wie die Oberfläche eines ruhigen Meeres spiegels. Kein Busch und kein Weg, nur in weiten Zwischenräumen ein paar Blockhäuser und hölzerne, galgenähnliche Pfähle, um die Grenzen der

Ansiedelungen der Boeren zu bezeichnen. Kein Ton in der durchsichtigen Luft, keine Wolke an dem unverschleierten Himmel; die Nacht schlich in der Stille davon, als fürchte sie, den schlummernden Tag zu wecken.

Durch die leblose, unermeßliche Oede arbeitete sich ein bedeckter Frachtwagen mühsam vorwärts. Er war mit vier Pferden bespannt, die an ihren Ketten rasselten, und auf der Deichsel saß ein junger Burche, ließ die Reine herunterbaumeln, die Zügel durch die Hände gleiten und pfiß vor sich hin. Im Innern des Fuhrwerks, unter einem kleinen Fenster, das ein Musselinvorhang verhüllte, lag ein Mann mit einer Schußwunde in der Seite in Fieberglut; neben ihm stand ein alter Boer mit seiner Frau, den wilden Phantasien des Verwundeten lauschend.

„Seht, Jungen! Seht Ihr sie nicht?“

„Was denn, mein Junge?“ fragte der Boer einsätzig und blickte durchs Wagenfenster.

„Da ist das Maschinenhaus der Minen. Seht, wie die eisernen Dächer glänzen. Und dort liegen die Schlacken. In einem Nu werden wir dort sein. Einen Schlag mit der Peitsche und fort!“

Der alte Boer, der keine Visionen hatte, konnte aber von alledem nichts wahrnehmen.

„Was mag er nur sehen, Weib?“

„Wie dumm! Was soll er denn sehen, er hat ja das Gesicht ganz ins Rissen gedrückt?“

Dem Kranken brauste das Blut in den Ohren.

„Hörcht!“ rief er wieder; „hört ihr nichts? Das ist das Getöse der Batterien. Peitscht drauf los, daß wir fort kommen! Und er zupfte mit unsichern Fingern an den Franzen der weißwollenen Bettdecke, mit der er zugedeckt war.“

„Armer Junge! Er möchte gern rasch an die Küste kommen. Doch wird er wohl kaum den nächsten Morgen erleben! Wie?“

„Gott weiß es, Jan, Gott weiß es allein.“

Das Weltid beugte sich unabsehbar aus, und das Meer und die Schiffe waren in weiter Ferne. Auf der endlosen Fläche von Gras, Gestein und Sand lag bis zum Horizont zwischen dem öden Land und dem hohen Himmel nichts als eine Wüste, die wie ein Chaos von Purpur und Grün aussah, wo nie ein Vogel sang und kein Mensch lebte.

XIII.

„Sie liebt mich! Sie liebt mich! Sie liebt mich!“ Die Worte klangen Philipp auf dem halben Rückwege nach Ballure wie eine süße Melodie im Ohre. Dann aber begann er, die Brombeerranken am Wege abzureißen und sich die Hand blutig zu rizen, indem er wild in die Ginsterbüschel griff; er verachtete sich selbst, weil er froh war, wo er bekümmert sein sollte, und doch war er seiner Sache sicher, es ließ sich auch nichts daran ändern. Sie liebte ihn und ihm stand frei, sie zu lieben; es bedurfte dabei keiner Heuchelei, keiner Selbstverleugnung mehr. So wischte er sich denn das Blut von den Fingern und schlich in Lante Rans blaues Zimmer.

Die alte Dame saß in einer schmutzen Haube mit langen fliegenden Bändern spinnend am Kamin. Sie hatte die Nachricht über Pete gehört, als Philipp auf seinem Ausflug nach Sulby vorbeiging und war jetzt in Zweifel, ob es nicht ihre Pflicht wäre, Onkel Peter davon zu benachrichtigen. Die feine, zierliche alte Dame, die in vornehmer Anstand aufgewachsen war, dachte an die Worte der armen Bridget Tom, als sie sterbend in ihrer armseligen Hütte lag; daß der Sohn eines Mannes immer sein Sohn bleibe, trotz Geseß und Teufel.

Sie entschied sich jedoch, es dem Ballawhaine nicht zu sagen, da sie sich eines Vorfalles aus dem Leben seines Vaters erinnerte, der zugleich Philipps Vater betraf. Philipp lag ausgestreckt auf dem Sofa, mit den Füßen gegen den Kamin, und hörte beim Schwirren des Rades der Stimme der alten Lante zu, während ihm, sobald das Rad stille stand, zugleich eine andere, eine jüngere, nur ihm vernehmbare Stimme leise ins Ohr tönte und ein süßer Rehtreim in seinem Innern ihm stets wiederholte:

„Es ist ja keine Untreue dabei. Pete ist tot. Der arme Pete! Der arme alte Pete!“

„Obschon er Deinen Vater von sich gestoßen hatte, Philipp, als dieser drohte, Deine Mutter zu heiraten, so glaubte er doch nicht, daß ein Geistlicher auf der Insel es wagen würde, sie gegen seinen Willen zu trauen.“

„Nein, wirklich?“

„Er glaubte es nicht, und als Onkel Peter eine Woche später zur Mittagszeit kam und sagte: „Nun ist alles vorbei,“ erwiderte er: „Nein, unmöglich!“ und warf den Löffel in die Schüssel, daß die heiße Brühe mir — ich erinnere mich's noch — über die Hand spritzte. Peter sagte jedoch: „Da hilfst nun kein Beten mehr,“ und der Großvater schrie: „Ich aber sage Dir, nein!“ „Und ich sage ja“ — erklärte Peter. „In der Kirche von Maughold, gestern morgen, vorm Gottesdienste.“ Da vergaß sich Großvater, nannte Peter einen Lügner und schrie, daß Dein Vater es nicht habe thun können. „Und außerdem ist er mein Sohn und würde das nicht thun wollen,“ sagte er. Ich konnte jedoch sehen, daß er glaubte, was Peter gesagt hatte, und als Peter zu weinen anfing, bat er: „Bergieb mir, mein Junge. Ich bin ja Dein Vater und habe ein Recht auf Deine Verzeihung.“ Gleichwohl gab er sich nicht zufrieden, bis er das Kirchenregister gesehen hatte, und ich mußte mit ihm nach der Kirche gehen.“

„Armer, alter Großvater!“

„Der Vikar war damals ein kleiner, schwachköpfiger Mann namens Kiffack, der fürs Leben gern die Leute duckte und ihnen das Wort abschneidte, weil er immer fürchtete, jemand wollte ihm etwas von seinen Rechten nehmen.“

„Ich erinnere mich seiner — der Nakadu. Sein Lieblingstext war: „Jesus sagte: „So folge mir nach“; die Leute meinten jedoch, daß er nur immer vorangehen wollte.“

„Abscheulich Philipp. — Es war schon Abend, als wir nach Maughold fuhren, und der kleine Pfarrer stand am Kreuz vor der Kirche und drohte jemand mit seinem Rohrstock. „Man sagt mir, Sie hätten meinen Sohn gestern getraut,“ sagte Großvater, „ist das wahr?“ „Vollkommen wahr,“ sagte der Pfarrer. — „Mit Aufgebot oder besonderm Erlaubnißschein?“ fragte Großvater. — „Natürlich letzteres“ — antwortete der Vikar.“

„Kurz angebunden jedenfalls.“

„Zeigen Sie mir das Register“ — sagte der Großvater; sein Gesicht zuckte und seine Stimme klang dumpf. „Wollen Sie mir nicht glauben?“ fragte der Vikar. „Das Register!“ wiederholte der Großvater. Da steckte der Vikar den Schlüssel in die Kirchenthür und ging gespreizt im Seitenschiffe hinauf, etwas vor sich hinbrummend. Ich versuchte noch jezt, Großvater zurückzuhalten. „Was nützt es?“ sagte ich, denn ich wußte, daß er nur wider sein besseres Wissen ankämpfte. Doch er folgte ihm, den Hut in der Hand, an das Altargitter, und hier legte ihm der Vikar das offene Buch vor. O Philipp — mein Lebtag kann ich es nicht vergessen! Alles kommt mir zurück! Die kleine düstere Kirche, der Geruch der dumpfigen Luft und des Sammetes unter den Schutzdecken des Altars und der Widerhall in dem leeren Raume. Großvater setzte die Brille auf und beugte sich über das Register, aber er konnte nichts sehen; es war ihm alles trübe und verwischt vor den Augen.

„Such Du danach, Kind!“ sagte er über seine Schulter zu mir. Aber ich wagte nicht, hinzusehen. Nun wischte er die Gläser ab und beugte sich nochmals darüber. O Gott! Es war, als wenn jemand die Lüste der Erschlagenen nach einem Namen durchläuft und betet, ihn nicht finden zu müssen. Doch der Name war da — nur zu sicher. Thomas Wilson Christian . . . mit Mona Crellin . . . unterzeichnet Wm. Crellin und so und so Kiffack.“

Philipp atmete heiß und schnell.

„Der kleine Vikar schwang auf der andern Seite des Gitters sein Rohr hin und her und lächelte; Großvater erhob die Augen zu ihm und sagte: „Wissen Sie wohl, was Sie gethan haben, Herr? Sie haben mich meines erstgeborenen Sohnes beraubt und ihn zu Grunde gerichtet.“ — „Unsin!“ entgegnete der Vikar. „Ihr Sohn war volljährig, und seine Frau hatte die Einwilligung ihres Vaters. Sollte ich etwa erst nach Ballawhaine gehen, um die Erlaubnis zur Erfüllung meiner Pflicht als Geistlicher einzuholen?“ — „Pflicht?“ schrie Großvater. „Wenn ein junger Mann heiratet, so handelt es sich für ihn um Himmel oder Hölle. Ihre Pflicht als Geistlicher?“ schrie er, daß seine Stimme bis ans Dach hinauf schallte. — „Wenn einer Ihrer Söhne sich die Kehle abschneiden wollte, würden Sie es für meine Pflicht als Deemster erklären, ihm ein Messer zu reichen?“ — „Nuhig, Herr,“ sagte der Vikar. „Vergessen Sie nicht, an welchem Orte Sie stehen, oder, ob Sie gleich Deemster sind, Sie sollen's bereuen.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Eines lutherischen Kirchenpfeylers Meißerschaft in der Punktierkunst.

Die Geomantie oder Punktierkunst, einstmals eine der verbreitetsten Formen menschlichen Aberglaubens, ist heute den meisten wohl nicht einmal dem Namen nach bekannt. Hier und da werden sich aber in zurückgebliebenen Gegenden unter dem Volke doch noch populäre Anweisungen zu dieser Art, Zukünftiges, Ungewisses und Verborgenens zu erkunden, umhertreiben. Es ist das eine mächtig komplizierte Sache, in deren Einzelheiten einzudringen heute gänzlich interesselos ist. Kurz gesagt, handelt es sich darum, aus Punkten, die in ungezählter Menge hingeworfen und in gewisse Zusammenstellungen gebracht werden, das gewünschte Resultat herauszulesen auf eine Methode, die dann gerade so zuverlässig ist, wie wenn man zum Beispiel an den Knöpfen abzählt, was man in zweifelhaften Fällen thun soll. Das hindert aber nicht, daß noch im 16. Jahrhundert neben geringeren Größen auch der künftige und gebildete deutsche Fürst seiner Zeit, Kurfürst August I. von Sachsen (1553—1586), mit noch größerem Eifer als Zauberei, Sternenterei und Goldmacherei die Punktierkunst gepflegt hat. Allein aus vier Jahren sind uns über 5000 Punktierungen von ihm erhalten, und das will bei dem zeitraubenden Charakter dieses Humsbugs viel besagen. Im ganzen legen von Augusts Beschäftigung mit der Punktierkunst nicht weniger als 80 mächtige, handschriftliche Folianten Zeugnis ab.

Darin möchte man nun bloß schätzenswertes Material zum Einstampfen oder zu noch edleren Zwecken erblicken. Aber das hieße vorschnell urtheilen. Thatsächlich stellen nämlich Augusts Punktierbücher ungemein wertvolles Material für seine geschichtliche Würdigung dar. Sie sind, wie einige Auszüge daraus zeigen werden, vor allem durch die den Prophezeiungen und Auskünften nachträglich beigefügten thatsächlichen Erläuterungen hervorragend offenherzige Bekenntnisse einer ungewöhnlich schönen Seele. Wir sehen da einen Menschen naht, ohne ministerielle oder anderweitige Vertheidigungsfäden, von dem auch die höfische Geschichtsschreibung nur zu rühmen weiß, daß er der erste große Staatswirt unter den modernen deutschen Fürsten gewesen. Wirklich war er ein tüchtiger Finanzmann, aber nicht im Staats-, sondern im Familieninteresse; er sah in Sachsen sein möglichst rentabel zu machendes Landgut. Aber er war nicht bloß ein großer Schinder seines Volkes, sondern auch eine feste Säule des Lutherthums. Die Herren vom protestantischen Bund freilich, die einen Verlus daraus machen, gegen die latholische Intoleranz mit der protestantischen Duldsamkeit zu Felde zu ziehen, verabsäumen es schmähtlich, wenn auch nicht ohne Grund, dem teuren Glaubenshelden die gebührende Würdigung angedeihen zu lassen. Denn er ist mit seiner grausamen Verfolgung der Calvinisten, der Reformierten, der beste Beweis dafür, daß der Protestantismus von Haus aus genau so unduldsam ist wie die alleinseligmachende Kirche. Dabei war ihm sein Eintreten für das universälliche Lutherum keineswegs von religiösem Fanatismus eingegeben, sondern von der Staatsraison, von der selbstjünglichen Gesinnungsthyrannei eines absoluten Herrschers, der in der Religion bloß ein Regierungswerkzeug erblickt. Was für ein angenehmer Vertreter dieser Weltiner war, das lehren seine Punktierbücher.

Manche der Fragen freilich sind ziemlich harmlos. Da heißt es z. B.: „Hat die fürstliche Witwe zu Weimar das Zipperelein bekommen?“ „Sind die glatten oder runzligen Vordorfer (Kapsel) am besten?“ „Ist es wahr, daß ein Knabe in der Grafschaft Holach allerlei giftige Tiere ohne Verletzung esse?“ Nicht ohne humoristischen Beigeschmack ist die Erörterung der Frage: „Werde ich auch meine Schulden vom Kaiser auf den Termin, wie mir zugesagt, bezahlt bekommen?“ Das Orakel spricht sich nicht eben günstig aus, aber August tröstet sich damit: „Jedoch ist mehr Hoffnung zur Bezahlung als zur Nichtbezahlung.“ Späterhin stellte sich dann heraus: „Darauf ist erfolgt, daß man gern bezahlte, wenn man's hätte.“ Nicht wenig enttäuscht mag er gewesen sein, als seine Tochter, die Pfalzgräfin, von der er auf Grund seiner Punktierkunst erhoffte, sie werde einen Sohn gebären, mit einem Mädchen in die Wochen kam.

Harmlos klingt auch die Frage: „Wein oder Bier? Soll man ihm in seinem Durst eher Wein oder Bier zu trinken geben?“ In Wirklichkeit aber hat es darum eine schauerliche Verwandnis. Mit dem „ihm“ ist nämlich Dr. Craco gemeint, einer der „Kryptocalvinisten“ oder Geheimreformierten, die der Kurfürst auf die Folterbank spannen ließ. In seinen unglücklichen Qualen, ehe ihn der Tod erlöste, flehte der Arme beständig um einen Trunk Wein. Der Erbarmungslose Kurfürst aber ließ ihm hartnäckig bloß Bier verabfolgen. Wie er auch sonst mit seinen Widersachern umsprang, dafür ist das bekannteste Beispiel das völlig rechtlose Verfahren gegen den Oberjägermeister von Rüggeben, der, wegen gröblicher Majestätsbeleidigungen denunziert, von August den ausgesuchtesten Folterqualen unterworfen wurde, um das gewünschte Geständnis zu erpressen. Die Punktierkunst hatte ihm die Schuld des unglücklichen gewiß gemacht; weiter heißt es in den betreffenden Wälgern zum Beispiel: „Wird Rüggeben in der Tortur vorhalten? . . . Darauf ist erfolgt, daß er sich gar nicht angreifen lassen, sondern stracks bekannt.“ Der Ungelagte nahm die Aussage aber nachträglich zurück, und so stoßen wir auf die Frage: „Wird Meister Kunz

heute, diesen Morgen, Rüggeben wieder zu Recht bringen?“ Meister Kunz hatte nämlich den Auftrag, Rüggeben der Tortur zweiten Grades zu unterwerfen, mit der Verschärfung, ihm dabei ein Stück Fleisch aus dem Rücken zu reißen. In derartigen kanibalischen Raffiniertheiten war August überhaupt Meister. So hatte er im Juli 1585 mit Hilfe der Punktierkunst — ohne irgend einen andern Beweis herausgeknoelt — daß die Frau seines Rates Hans v. Taubenheim ihm eine „erschreckliche Leibeschwachheit“ angehegt habe. Dafür ließ er die „alte Bettel“ verbrennen, nachdem sie vorher auf der Folterbank „zerissen“ worden war; nach seiner gottseligen Ausdrucksweise bestand letzteres in einem „dehnen lassen, daß man ihnen die Stalldamen im Leibe sehe.“

In einem Abgrund von Gemeinheit schaut man bei Gelegenheit von Punktierungen wegen der zweiten Heirat des Prinzen von Oranien, der seine erste Gemahlin, eine Nichte August's, zu Gunsten der Charlotte von Bourbon, Tochter des Herzogs von Montpensier, verstoßen hatte; wie August glaubte, auf Veranlassung des ihm verfeindeten reformierten Palzgrafen zu Heidelberg. August's Zorn darüber äußert sich in so unflätiger Weise, daß man die bezüglichen Stellen seiner Punktierbücher nur im Original mitteilen kann, wo sie denn für uns einigermaßen nützlich sind: „Ist des prinzen vom Uranien weyb, so er iczo hatt, eyne h . . . gewestem, als er she geminnem? . . . urtheile ich, das dyse frau aus ursachen, das she sich bei ihrem elterem von jugent auff lygens und stellens beflissem und sich dorint weyblich gebraucht, aller ihrer hab und gütter vorlustig gemacht und von ihrem elterem inn eyn kloster geschlossen worden, in weyhchem she grobe h . . . getriben und dorant wyder ihrer elterem wyssen und wyhlen entlauffen, und auff das hehliche haus Seydelberg kummen, aldo she wegen ihrer chrislichen religion und ihres keuschem wandels und lebens halbem herlich auffgenummen und von do aus sich mit dem haupt aller schelmeit und auffruer, weyhlicher denn teynes besseren weyhbes wert, sich vormelt und in eine conjunction der h . . . und haben sich gegeben.“ Das alles ist aus dem kurfürstlichen Damente gesogene Verleumdung.

Diese Proben von Augusts I. Punktierkunst genügen wohl, um den frumden Vorkämpfer des Lutherthums in seinem wahren Wesen erkennen zu lassen. —

Kleines Feuilleton.

— Aus dem Leben eines Peers. Der „Frankfurter Zeitung“ wird aus London unterm 17. Mai geschrieben: Augustus Arthur Percival Carl von Egmont wurde zusammen mit einer elegant gekleideten Dame Namens Lina Percival in der Nacht vom Donnerstag zum Freitag um halb ein Uhr im Piccadilly betrunken vorgefunden und, da sich das Paar nicht weiterbewegen konnte und eine Menschenansammlung entstand, verhaftet. Lina Percival, von der man nicht weiß, ob sie nur zufällig denselben Familiennamen führt wie der Carl, hatte eine Stunde nach ihrer Verhaftung versucht, sich im Polizeigefängnis von Vine Street mit einem Taschenmesser zu erdrosseln und war deshalb auch des Selbstmordversuches angeklagt, da Selbstmord nach englischem Geetze ein strafbares Verbrechen ist. Der Polizeirichter von Marlborough Street entließ Lina Percival trotz der doppelten Anklage ohne Strafe. Ihr Begleiter, der Carl, hätte es vorgezogen, der Vorladung vor dem Polizeirichter gar keine Folge zu leisten. Der Carl von Egmont ist Mitglied des Oberhauses, Patron von acht Pfarreien und führt außerdem die Titel „Viscount Percival und Baron Lovell und Holland“. Ein Ahnherr seines Geschlechtes, Ascelin Gouel de Percival, kam mit Wilhelm dem Eroberer nach England herüber und seiner Familie gehörte auch der englische Premierminister Spencer Percival an, der im Jahre 1812 im Unterhause erschossen wurde. Der jetzt wegen Betrunktheit verhaftete achte Carl Egmont hat schon merkwürdige Erlebnisse hinter sich. Er ist 1856 in Neuseeland geboren und ist jahrelang auf Handelsschiffen Matrose gewesen. Dann ist er in die Londoner Feuerwehretreten, die sich vorzugsweise aus Seelenten rekrutiert, und in seinem ersten Dienstjahre als Londoner Feuerwehrmann heiratete er eine Suffretdame der unterirdischen Eisenbahn-Station in Sloane Square. Vom Feuerwehrmann avancierte der damalige Viscount Percival zum Hausmeister des Stadthauses der Londoner Gemeinde Chelsea. In dieser Eigenschaft machte der künftige Carl zum erstenmal in der Oeffentlichkeit von sich reden. Im Stadthause fand eine politische Versammlung statt, die sehr lärmend wurde, und der adlige Hausmeister stellte dadurch Ruhe her, daß er die Mündung des Feuerlöschschlauches auf die politischen Gegner richtete. Einer der vom kalten Wasserstrahl am meisten betroffenen Politiker zeigte den Hausmeister und Viscount bei der Polizei wegen Körperverletzung an, und als diese Anzeige keinen Erfolg hatte, verlangte er vom Gemeinderate von Chelsea Schadenersatz für seinen durchweichten Anzug. Es gab deswegen stürmische Scenen im Gemeinderate von Chelsea, und der Hausmeister des Stadthauses kündigte seine Stellung. Er konnte dies thun, da er gleichzeitig eine Summe von 8000 Pfd. St. geerbt hatte. In dem Monate vor Niederlegung des Hausmeister-Amtes hatte sich der spätere Carl noch den Scherz gemacht, plötzlich alle Lichter im Stadthause auszudrehen, während ein Ball darin stattfand. Seiner Abschied vom Stadthause feierte der Viscount damit, daß es eines Tages alle in der Nähe wohnenden armen Leute in einem eigens gemieteten großen Saale mit einer üppigen Mahlzeit bewirtete. Mit dem Rest der 8000 Pfund Sterl. erwarb der Viscount erst eine

Zementfabrik, dann eine Salzgrube und bald war er wieder ganz mittellos. Gegen Mitte der neunziger Jahre schickten ihn seine Verwandten nach Südafrika und ließen ihm dort 5 Pfund Sterl. pro Woche auszahlen. 1897 starb aber der siebente Earl von Egmont und der ehemalige Matrose, Feuerwehmann und Hausmeister kehrte aus Südafrika zurück und erbat den Titel und das Vermögen des Earl Egmont und den Landfig Cowdray Park in Sussex, einen der schönsten in England. —

— **Ueber das Tierleben an der Eisenbahn** plaudert Ludwig Demid in der „Natur“: Obgleich der Bahndamm, den ewig das Rauschen der Räder erschüttert, kaum geeignet scheint, den scheuen Tieren der „Wildnis“ eine Wohnstatt zu bieten, findet man an den Bahndämmen der norddeutschen Ebene doch ein reiches Tierleben. Die größeren Säuger fehlen, dafür trifft man den Hasen, der sich sogar neben den Schienen zum Schlafen niederbuckt und oft genug ein Opfer der Mäher wird. In den Wäldungen haust das wilde Kaninchen, dessen Winterarbeiten der ganzen Anlage gefährlich werden. Der Fuchs legt „Malepartus, die Wüste“ auch mit Vorliebe im Bahndamm an. Er hat da leichtere Arbeit, da er die Stollen nur wagerecht einzutreiben braucht. An der Sonnenseite haufen besonders die Feldmäuse und demzufolge auch das Wiesel und der Igel. Der Maulwurf ist ebenfalls anzutreffen. Sehr reich vertreten ist die Vogelwelt. Ein „Charaktervogel des Bahndammes“ ist das Brauntelchchen. Es baut sein Nest direkt in das Niedergas, bekommt die Jungen aber nur selten flügge. Wenn die „Vormahl“ beginnt, ist die Brut noch jung, ungeschützt durch Gräser und Halme fällt sie bald den Krähen und Elstern anheim. Auch die Schaf- und die Wachstelze halten sich gern an den Bahndämmen auf. Ein Eisenbahnwärter berichtet von einem Wachstelzpaar, das zwölf Jahre hintereinander in seinem Hause nistete. Ebenso trifft man am Wärterhäuschen und demzufolge auch am Bahndamm vielfach das Hausrotschwänzchen und die Schwalbe. Gold- und Grauanmer nisten besonders da, wo die Hänge mit Büschen bepflanzt sind. Die Neuntöter sitzt auf den Telegraphen- und Einfriedigungsdrähten und schaut von hier nach Beute aus. Das Nebenhuhn brütet an den Wäldungen. Nachts gerät es im schnellen Fluge oft an die Telegraphendrähte und findet ein frühes Ende. Man hat berechnet, daß in Deutschland jährlich 500 bis 750 000 Nebenhühner auf diese Art zu Grunde gehen, ungerechnet die, welche sich noch flüchten können und von den Streckenwärttern nicht gefangen werden. Das Kleinleben des Bahndammes zieht auch die Raubvögel heran. Der Fussard, der Habicht, der Thurmfalke, der Sperber, der Kranz, alles geht hier auf die Mäusejagd. Von Reptilien trifft man besonders die Eidechse, die Blindschleiche und die Ringelnatter, sowie den braunen Grasfrosch, Kröten finden sich seltener. Von den nackten Schnecken trifft man auch nur zwei Arten, die Weg- und die Egelschnecke. Desto zahlreicher sind die Insekten und besonders die Schmetterlinge. Auf dem Kiesdamm selber zwischen den Schienen endlich haben die Ameisen ihren Platz. Und über all das tausendfältige Leben hin domert der Zug, fährt der Mensch mit seiner Lust und seinem Leid, ohne daß auch nur eines der Kleinen und Allerleinsten sich um ihn kümmert. —

Theater.

Schiller-Theater. Einakter-Abend. — Die drei kleinen Komödien, die den größten Teil des Abends ausfüllten, wurden mit Lust und Liebe, mit Munterkeit und Verve gespielt. Hans Kuhnert in dem anspruchslosen, altmodisch-gemüthlichen Wicherischen Verlobungsstücke „Post festum“ war als professorial zersirenter Heiratskandidat von wirklich lebenswürdiger Bonhommie und fand an seinen Partnern, besonders an Herrn Nidel, der den künftigen Schwiegervater präsentierte, gute Unterstützung. Solche nach überkommener Schablone gearbeiteten Kleinigkeiten werden ja fast immer flott heruntergespielt, aber was mehr sagen will, auch die originell geprägte Komödie Drehers „Unter blonden Vätern“. Pategg gab den blonden, gutmüthig-wilden nordischen Brummbar, Päsche den galanten ängstlichen Musikus, und vor allem „Paracelsus“, das geistreiche, aus den Aufführungen des Deutschen Theaters bekannte „Verspiel“ Arthur Schnitzlers lam überaus gut heraus. Marianne Wulf war eine amnütige Jusina, Pategg höchst urwüchsig als biberb-propziger Waffenschmied. Den Aufschlag aber gab Rudolf Lettinger in der so überaus schwierigen Rolle des Paracelsus. Spiel, Wask, Organ, alles wirkte „aus glücklichste zusammen, um den Eindruck des Fremdartigen, geheimnisvoll Ueberlegenen, Zauberkräftigen hervorzurufen. — Weiß Gott, wie Hugo v. Hoffmannsthal's wunderbar tiefe dramatische Elegie: „Der Thor und der Tod“ mitten in diesen Komödienabend hineingeriet! Aber wenn auch der Rahmen nicht paßte, das Ragnis selbst, dies düstige und rührendste Stück moderner Lyrik auf einer populären Bühne aufzuführen, ist höchst verdienstvoll. Wieviel auch durch die Mängel der Aufführung verloren ging, so erregte durch diesen verdunkelnden Schleier hindurch das Werk noch immer mit sehnsuchtschwerer Stimmung die Herzen. Rudolf Lettinger, der treffliche Paracelsus, war auch als Claudio gewiß nicht schlecht, doch jener Schmelz und seelenvolle Klang der Stimme, den die Verse Hoffmannsthal's verlangen, stand ihm nicht zu Gebote, noch weniger dem Schatten der Mutter, der Geliebten und des Fremdes. —

Meteorologisches.

bt. Auf dem Luftschiffer-Kongreß, der gegenwärtig in Berlin tagt, wurde unter andern die Frage der Abnahme der Temperatur in den höheren Schichten der Atmosphäre eingehend erörtert. Bekanntlich wird es, wenn man in die Höhe steigt, nicht wärmer, sondern kälter; die Luft läßt die Sonnenstrahlen um so leichter hindurch, je dünner sie ist. Deshalb sind die dichteren Schichten an der Erdoberfläche am meisten erwärmt, während in der Höhe eisige Kälte herrscht. Festzustellen, in welcher Weise die Temperatur mit zunehmender Höhe abnimmt, hält der Laie meist für eine sehr einfache Sache; man braucht ja nur ein Thermometer abzulesen, um die jedesmalige Temperatur zu erhalten. Wenn man aber bedenkt, daß das Thermometer doch nur seine eigene Temperatur zeigt resp. die seines Quecksilbers, ohne weiteres aber nicht die der Umgebung, so merkt man schon, daß die genaue Bestimmung der Lufttemperatur einige Schwierigkeiten bietet. Thatsächlich sind die älteren Messungen gänzlich unbrauchbar, und die aus ihnen erschlossenen Resultate durch die neueren, mit Ahmanns sog. Aspirations-Thermometer erhaltenen sehr erheblich modificiert worden.

Auf dem Kongreß berichtete L'esserenc de Vort aus Paris über die Resultate von 238 Aufstiegen oder vielmehr Aufstiegen der sog. ballons sondes, d. h. unbemannten Ballons mit selbstthätigen Apparaten: sie erreichten Höhen von 10—15 Kilometer, also Höhen, bis zu denen Menschen sich nicht wagen dürfen. Es ergab sich daraus, daß die Abnahme der Temperatur in größeren Höhen nicht beständig stärker wird, sie wird im Gegenteil geringer und hört schließlich ganz auf. Es existiert also eine Schicht konstanter Temperatur, die je nach der Jahreszeit und der Witterung verschieden hoch liegt; L'esserenc fand eine Variierung ihrer Höhe von 8—14 Kilometer. War diese Schicht durchschritten, so ergab sich nunmehr merkwürdigerweise eine Zunahme der Temperatur, so daß es um so wärmer wurde, je höher der Ballon aufstieg.

Herr Ahmann konnte bestätigen, daß von etwa 10 Kilometer an die Abnahme der Temperatur erheblich langsamer wird als vorher, dann aufhört und sogar in eine Zunahme übergeht. Daß oberhalb 10 000 Meter ein warmer Luftstrom existiert, ist auch durch die Hochfahrt der Berliner Luftschiffer Person und Süring erwiesen, welche in die größte von Menschen bisher erreichte Höhe gelangten. Aber in einer Beziehung weichen die Berliner Resultate von den Pariser Ergebnissen ab: der warme Luftstrom hat nach den Ergebnissen des Prof. Ahmann eine scharfe obere Grenze, oberhalb deren sich wieder die gewöhnliche Abnahme der Temperatur mit zunehmender Höhe zeigt. Ueber diesen Punkt werden erst fortgesetzte Aufstiege unbemannter Ballons, die gleichzeitig an mehreren Orten aufzustoßen sind, sog. Simultanaufstiegen, die notwendige Aufklärung schaffen. —

Humoristisches.

— Ein Künstler. Dame: „Aber ich finde mein Porträt wirklich gar nicht ähnlich.“

Maler: „Meine liebe Dame, wenn Sie auf Ähnlichkeit Wert legen, gehen Sie zum Photographen — ich bin ein Künstler.“ —

— Das artige Kind. Reicher alter Onkel: „Bist Du immer so still Tommie?“

Tommie: „Oh nein, aber die Mama hat mir versprochen, sie giebt mir zehn Pfennige, wenn ich artig bin und nichts über Deinen kalten Kopf sage.“ — („Jugend.“)

Notizen.

— Das Neue Theater bringt am 16. Juni, dem Beginn seiner Sommeraison, Dörmanns Sittenbild „Ledige Leute“ zur Aufführung. —

— „Moderne Bühne“ heißt ein neues Rettungsinstitut für verarmte Genies, das diesen Herbst im Lessing-Theater debütieren wird. Hans Förster und Dr. Martin Hidel sind die literarischen Leiter. —

— Die Schauspieler des Petersburger Neuen Theaters werden am 11., 12. und 13. Juni im Lessing-Theater gastieren. —

— Frank Bedekind wird in den nächsten Tagen in seinem Einakter „Der Kammerjäger“, der im Wunten Theater zur Aufführung gelangt, selbst die Hauptrolle spielen. —

— Die „Elf Scharfrichter“ aus München wollen es im Herbst dieses Jahres noch einmal versuchen, in Berlin ein größeres Gastspiel zu absolvieren. —

c. 40 000 M. sind dieser Tage für Wilhelm's Violine „Joseph Guarnerius del Gesù 1737“ in London gezahlt worden. —

— Ein Denkmal des Dichters Adalbert Stifter wird am Sonntagabend in Linz enthüllt werden. Der Wiener Bildhauer Hans Rathausky ist der Schöpfer des Werkes. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint am Sonntag, den 25. Mai.